

# Rheinische Nachrichten

Braubacher Zeitung — Anzeiger für Stadt und Land

Mittagszeitung im Kreise St. Goarshausen.

Erscheint täglich

mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Inserate pro 6gehaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf. Reklamenzeile 1.— M

Amisblatt der

Verantwortlicher Redakteur: J. J. J.

Geschäftsstelle: Friedrichstraße Nr. 13

Redaktionschluss 10 Uhr vormittags

Druckerei Nr. 30.



Stadt Braubach

Druck und Verlag der Buchdruckerei von H. J. J. in Braubach.

Postkontonr. 7639 Frankfurt/Main.

Baukonto: Nassauische Landesbank.

Bezugspreis

monatlich 3.— Mark,

durch die Post bezogen vierteljährlich 9.— Mark.

von denselben frei ins Haus geliefert 9,45 M.

Nr 169

Braubach a. Rhein, Mittwoch, den 4. August 1920.

30. Jahrgang.

## Basula und Ostkrieg.

Von einem Sachverständigen auf dem Gebiete des Völkerrechts wird uns geschrieben:

Die Vorgänge auf dem polnischen Kriegsschauplatz haben die Weltöffentlichkeit wieder einmal in eine seit langem nicht gekannte Aufregung versetzt. Um bei Deutschland zu bleiben, die Welt vorerst am schimmigen Tage rund 10 % ihres derzeitigen Goldwertes, um sich dann allerdings rasch wieder zu erholen. Die Schwankungen waren aber keineswegs auf Deutschland beschränkt, das ergibt am besten ein Veranschaulichung des englischen Pfundes, der schwedischen und norwegischen Krone, aber des französischen Francs mit der Währung eines Landes, das „weit vom Schuß“ liegt, also etwa Argentiniens oder der Vereinigten Staaten. Nun, über die Anschauung, die Goethe im zweiten Teil des Faust verspottet, daß man beim Papiergeld (wie übrigens bei jedem Geld) „weiß was man hat“, haben uns ja die letzten Jahre hinausgehört. Wir haben ganz genau erfahren, daß man beim Geld eben nicht weiß, was es wert ist, d. h. was man dafür kaufen kann. Aber die Vorgänge der letzten Tage haben ein außergewöhnlich gutes Beispiel für einen Satz von der Lehre vom Gelde, der in den Erörterungen der letzten Jahre sehr häufig erwähnt worden ist: Der Kaufwert des Geldes im Inland ist verschieden von dem im Ausland. Man denke z. B. an den Fall, daß zwei Kaufleute in jenen Tagen etwa jeder einen Vollen Reis gekauft hätten, der eine von einem holländischen Geschäftsfreund gegen Gulden, der andere von einem deutschen Händler gegen Mark. In diesem Falle hätten 24 Stunden genügt, um die Selbstkosten des Reises, der in Holland gekauft hatte, um ein volles Sechstel zu steigern, ohne daß sich für irgend einen der anderen Beteiligten auch nur das geringste geändert hätte.

Wenn die Lehre vom Gelde, eines der Kernstücke, vielleicht das Kernstück der gesamten Volkswirtschaft in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg zu den am seltensten erörterten Teilen der Volkswirtschaftslehre zählte, so ist das wirklich nicht weiter verwunderlich: sie hat es eben nach jeder Richtung hin „in sich“. Um so eigenartiger berührt es, wenn man einmal alte Schriften über das Geld in die Hand nimmt und dort sieht, wie all das, was wir jetzt erleben, sich in genau derselben Weise auch früher schon gezeigt hat und wie, — und das ist wohl das Bemerkenswerteste daran, — wirklich kluge Köpfe auch früher den Dingen einigermassen auf den Grund sahen. So ist zum Beispiel vor einiger Zeit eine kleine Sammlung von Auszügen aus Schriften über die Geldlehre erschienen, die ein rundes Vierteljahrtausend umfaßt. Die ältesten Autoren, die Vorläufer der eigentlichen Lehre vom Gelde, sprechen da im wesentlichen das aus, was heute noch in der breiten Masse geglaubt wird, oder bis vor wenigen Jahren gelehrt wurde, die Überzeugung nämlich,

daß Reichtum und Geldbesitz das gleiche seien: uns haben allerdings die Jahre des Krieges und der Revolution für den Augenblick eines Besseren belehrt. Unheimlich modern aber klingt es schon, wenn der alte Thomas Mun im Jahre 1664 nachweist, daß der Geldbesitz eines Landes (er spricht von Spanien) durch kein Verbot dieses Staates von den anderen Ländern ferngehalten werden könne, falls dieses Land durch Kriege verarmt und wenn er hinzufügt: „Wenn aber die Frage gestellt würde, ob alle Länder nur Geld erhalten und Spanien allein das seine verliert, dann antworte ich mit nein, denn andere Länder verlieren, ebensogut wie Spanien durch Kriege und Warenmangel sein Eigentum verloren hat, durch Kriege oder Verschwendung alles, was sie befehlen haben.“

Ganz besonders zeitgemäß klingen die Schriften, wenn man ins Zeitalter Napoleons kommt, in Jahre also, in denen das Geldwesen Europas ebenso zerrüttet war, wie es jetzt der Fall ist. Und hier sind es besonders die Ausführungen David Ricardos, die die Schäden der Papiergeldwirtschaft mit bemerkenswerter Schärfe und Klarheit darlegen. Er betont zunächst, daß bei Vergrößerungen des Geldumlaufs sich die Wirkung stets in einer Steigerung der Preise äußert wird, bei Vergrößerungen der Menge von Gold- und Silbermünzen auf der ganzen Erde, bei Papierwährung nur in dem betreffenden Lande. „Ihr (d. h. der Vergrößerung) Einfluß auf die Preise wird dann nur durch den Namen nach stattfinden, da durch den Wechselkurs für den ausländischen Käufer ein Ausgleich eintreten wird.“ An anderer Stelle beschäftigt er sich mit dem auch heute von den meisten Menschen nicht klar erkannten Verhältnis von Geld und Kapital und sagt: „Das tatsächlich im Lande verwendete Kapital ist notwendigerweise auf den Vorrat an Rohstoffen, Nahrungsmitteln usw. beschränkt und könnte in demselben Maß, wenn auch unter größeren Schwierigkeiten ertragsfähig gestaltet werden, wenn der Handel ausschließlich durch Tausch betrieben würde... Die reichlich die Menge des Geldes und der Banknoten auch sein mag, wenn dadurch auch die Nominalpreise der Waren erhöht werden... so ist damit das tatsächliche Einkommen und Vermögen des Landes um nichts vermehrt... Es findet eine „reale“ und ungerechte Übertragung des Leides statt ohne daß für die Gesamtheit ein Vorteil daraus resultiert.“

## Die Entwaffnung der Zivilbevölkerung.

Diktatorische Vollmachten.

Das angeforderte Gesetz, das die Entwaffnung der deutschen Bevölkerung innerhalb einer gewissen Frist durchzuführen soll, steht die Einsetzung eines Reichskommissars mit fast unumschränkter Vollmacht vor. Vom Reichspräsidenten ernannt und der Reichsregierung unterstellt hat er das

Recht, Durchsuchungen und Beschlagnahmen außerhalb der durch die Strafprozessordnung gezogenen Grenzen anzuordnen, das Brief-, Post-, Telegraphen- und Fernsprechgeheimnis aufzuheben, sowie eine Kontrolle des Verkehrs der Eisenbahn, der Schifffahrt, der Post, der Kraftwagen und sonstigen Fuhrwerke sowie des Luftverkehrs anzuordnen. Er kann der Sicherheitspolizei Anweisungen erteilen und die Hilfe der Reichswehr in Anspruch nehmen. Sämtliche übrigen Behörden des Reichs, der Länder und der öffentlich-rechtlichen Selbstverwaltungskörper, haben innerhalb ihrer Zuständigkeit den Anordnungen des Reichskommissars Gehorsam zu leisten. Die Gerichte haben innerhalb ihrer Zuständigkeit dem Reichskommissar Rechtshilfe zu leisten.

Der Reichskommissar ist ferner befugt, besondere Organisationen zur Durchführung seiner Aufgaben zu schaffen, Bestimmungen über Quartierleistung und Naturalleistung für die Sicherheitspolizei und die anderen von ihm herangezogenen Organisationen zu erlassen, Belohnungen für Mitteilungen, welche der Erfassung von Militärwaffen förderlich sind, und Entschädigungen für die abgelieferten Waffen zu bewilligen sowie die Abgabe eidesstattlicher Versicherungen über den Besitz oder Verbleib von Militärwaffen allgemein oder im Einzelfalle bei den von ihm zu bezeichnenden Behörden zu verlangen.

Zunächst würden die in Privat Händen befindlichen Militärwaffen angemeldet werden müssen, ihre Herstellung und der Handel mit ihnen ist verboten. Dagegen wird von Waffen- oder Munitionslagern Kenntnis erhält, zur Anzeige verpflichtet. Zuwiderhandelnde treffen schwere Strafen, Gefängnis nicht unter drei Monaten, Geldstrafe bis zu 300 000 Mark, in schwereren Fällen Zuchthaus bis zu fünf und zehn Jahren. Insbesondere wird die Aufforderung zum Ungehorsam gegen das Entwaffnungsgesetz oder die Anordnungen des Reichskommissars mit Strafe bedroht. Der Reichskommissar erhält zur Ausführung des Gesetzes zunächst einen Kredit von 300 Millionen Mark.

## Trübe Aussichten.

Der 27-Milliarden-Glat.

Eine Denkschrift, die der Reichsfinanzminister dem Reichstage unterbreitet hat, unterstreicht seine unläuglich an dieser Stelle vorgebrachten trüben Betrachtungen noch einmal in nachdrücklicher Weise. Tatsächlich, es ist erschreckend, schwarz auf weiß lesen zu müssen, daß, wenn wir noch im vorigen Jahre mit einigen 18 Milliarden auskommen zu können glaubten, die Einnahmen heute auf 25 Milliarden angelegt werden müssen, wenn sie den Ausgaben das Gegenwärtige halten sollen. Diese Einnahmen sind aber, wie wir nicht vergessen sollen, so hoch angelegt worden, daß sie in vielen Fällen kaum erreicht werden können: eine Milliarde soll so z. B. allein der Tabak oder etwa 4 1/2 Milliarde die Rohöl abwerten!

## Die Glücksucher.

Roman aus der Vorlesung von Heinrich Bee.

(Nachdruck verboten.)

24 Fortsetzung.

Da diese Frage zu denen gehörte, die auch eine rordende und verständlich überlegende Frau wie Lante Steinhöfel natürlich nicht im Dämmerdrehen lösen konnte, so ergab sich daraus eine lange, geheimnisvolle, ausgebreitete Konversation zwischen den beiden Damen, deren Ergebnis nunmehr ans Licht treten sollte.

Es war elf Uhr geworden und Vincent, der seinen schwarzen Rock angezogen hatte, klopfte an die Tür. Die Tür war schon in den letzten Tagen an dieser Tür vorbeigegangen, mit keinem anderen Gedanken, als daß dahinter kein teureres Gut getorgen war, aber welche beständige Botschaft seines Herzens fühlte er jetzt bevor! Eine entschlossene Stimme rief: „Herein!“ doch beirrendete ihn der Klang, denn sie schien nicht der Geheimrätin zu gehören. Als er öffnete, sah er sich den beiden Damen gegenüber — Hertas Mutter und Lante Steinhöfel. Beide saßen auf dem Sofa. Die Geheimrätin in schwarzem, feinem Kleide, in einer noch steileren Haltung als sonst, ein Lächeln in ihren auf dem Schoß gealterten Händen, auf den sie auch ihre Augen gesenkt hielt, so daß er nicht einmal ihrem Blick begegnen konnte — die Lante dagegen war ebenfalls sehr ernst und feierlich gekleidet und eben falls hochaufgerichtet, doch lachlos die scharfen prüfenden Augen in ihn bohrend und eine feste, fast harte Unerschütterlichkeit in ihrem Gesicht. Von Herta war nichts zu sehen.

Vincent verneigte sich erst stumm und Lante Steinhöfel wies mit einer einladenden Gebärde auf einen Stuhl, der offenbar bereits für diesen Zweck zurecht gestellt, dem Sofa und den beiden Damen gegenüberstand. „Nehmen Sie Platz, Herr Demmersbach“, erwiderte sie

mit unheimlichem, dunkeltem Tone das Wort. Sie werden vielleicht überrascht sein, daß ich bei dieser Unterredung, um die Sie meine Freundin, die Frau Geheimrätin, gebeten haben, angehen bin. Bei der Angelegenheit aber, um die es sich handelt und die für mich kein Geheimnis ist, legt Hertas Mutter darauf Wert, daß ich, als die langjährige Vertraute ihres Hauses und im besonderen als Hertas Väterin, mit Rat und Tat ihr zur Seite stehe. Sie kommen also in der Absicht, um Hertas Hand bei ihrer Mutter anzuhalten?

Vincent verneigte sich abermals. Er hatte die Überraschung, die ihm dieser Empfang erst verursacht, bereits zurückgedrängt und antwortete mit einem einfachen Bescheidenen, innigen: „Ja wohl, gnädige Frau!“

Lante Steinhöfel räusperte sich. „Herta hat ihrer Mutter gestanden“, fuhr sie fort, „daß sie die Neigung, die Sie ihr entgegenbringen, erwidert und auch wir, ich meine damit die Frau Geheimrätin und mich, hätten gegen Ihre Person an und für sich, soweit Sie uns in der allerdingst nur kurzen Zeit bekannt geworden sind, keinen Anlaß zu einem besonderen Einwand. Dennoch werden Sie es begreiflich finden, wenn wir auch noch andere Seiten, Ihre Person betreffend, in Betracht ziehen müssen. Aber Ihre Herkunft und Familie, von der wir natürlich voraussetzen, daß sie zu keiner Störung Veranlassung geben wird, können wir uns später unterhalten. Zunächst wäre es unter Wunsch, wenn Sie uns über Ihre materiellen Verhältnisse einige Erklärungen abgeben wollten.“

Nach seinem letzten Gespräch mit Herta hatte er sich auf diese Frage genügend vorbereitet. Obwohl ihm durch den Rat der Geliebten ja auch der eigene wieder gewachsen war, so fühlte er sich doch durch die auf ihn gerichteten kalten, feierlichen Blicke dieser praktischen, entschlossenen Frau von neuem eingeschüchtert. Dennoch antwortete er ohne falsche Scham mit aller Ehrlichkeit und

nannte auch die entscheidende Summe, die ihm nach seiner zuvor angefertigten ungefähren Berechnung seine Tätigkeit in den letzten Jahren eingetragen haben mochte.

Die Geheimrätin gab zum ersten Male während der Unterhaltung ein Lebenszeichen. Sie hob den Kopf. — „Om!“ machte sie. — „Die genannte Summe ist nicht sonderlich zu imponieren.“

Lante Steinhöfel beachtete dieses Zeichen nicht, denn ohne eine Miene zu verziehen, setzte sie das Verhör mit ihm fort. Sie verlangte Auskunft über seine Eltern, die nicht mehr lebten, über seine Verwandten, deren er nur wenige hatte und die ebenowenig belästen wie er selbst, über seinen Umgang, über seine Lebensweise und noch etwa über ein Duzend andere Dinge. Endlich aber war die Prüfung erschöpft.

„Es ist nun gut, Herr Demmersbach“, sagte die für Vincent so unheimliche Dame, indem sie sich gemessen mit ihrer unbeweglichen, undurchdringlichen Miene erhob, „wir eruchen Sie jetzt, sich mit der Entscheidung einzuweisen zu gebulden. Eine Heirat ist kein Butterkauf, es gibt da noch mancherlei zu überlegen, in einigen Tagen hoffen wir Ihnen Bescheid geben zu können. Bis dahin dürfen wir wohl von Ihrem Fortgefühl erwarten, daß Sie sich von Herta gänzlich trennen. Das Büchenswerteste wäre, Sie zögen überhaupt in ein anderes Hotel, Sie siedelten überhaupt an einen anderen Aufenthaltsort über, es gibt ja in der Umgegend Orte genug. Wir rechnen also mit Bestimmtheit darauf, daß Sie uns diesen Wunsch erfüllen, teilen Sie uns dann Ihre Adresse mit und nun leben Sie wohl!“

Auch die Geheimrätin war aufgestanden, ihr Gesicht war gleich als wie aus Stein gemauert, Vincent verbeugte sich zum letztenmal, dann gabte ihm der lichte Korridor entgegen.

Fortsetzung folgt.

Die Schätzungen, die vergangenes Jahr auf einige Zuverlässigkeit Anspruch nehmen konnten, sind durch die Salutarisankunft und die dadurch bedingten Umwertungen aller Wertverhältnisse vollkommen über den Haufen geworfen worden, und verhängnisvoll geradezu wurde der Ausfall der Verkehrs- und wachsenden Unternehmungen der deutschen Staaten mit ihren katastrophalen Verlusten.

Seit haben wir fast 124 Milliarden schwebender Schuld, für den Krieg und seine Nachwirkungen sind 220 Milliarden bewilligt und für dieses Jahr verlangt die Eisenbahnverwaltung neue Kredite. Alles das gilt auch für die Einzelstaaten und Gemeinden.

Für den Etat sollen die direkten Steuern des Reichsnotopfers, der Einkommen-, Kapitalertrag-, Körperschafts-, Erbschafts- und Besitzsteuer 6 1/2 Milliarde einbringen und als weitere direkte Steuer die Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs 3 Milliarden. Ähnlich — in Sägen, die noch vor nicht zu langer Zeit als phantastisch und wünschenswert angesehen worden waren — sind die indirekten Steuern veranschlagt, um zugleich festzustellen, daß viele Erträge nur unter besonderen Verbältnissen erreicht werden könnten.

Kurz dieser Etat redet eine sehr eindringliche Sprache und die Mahnung an die Nation, den Ernst der Lage, in welcher wir uns befinden, voll zu erkennen und Regierung und Parlament mit allen Mitteln zu unterstützen, ist nur zu berechtigt. Es dreht sich um alles. Wenn wir der Finanznot nicht Herr werden, weil ein Teil des Volkes sich an den papierernen Reichtum klammert, so wäre eine wirtschaftliche Katastrophe von ungeheurer Tragweite unvermeidlich; die Folgen einer solchen wären nicht auswendig.

## Etwas vom Reisen.

### Moderne Völkerwanderung.

Es gibt immerhin noch einige Leute, die das dringende Bedürfnis haben, von Zeit zu Zeit ihre ruhige Häuslichkeit zu verlassen und sich tollkühn in den Kampf mit Fahrpreisen, Gasthauspreisen und anderem, das an mittelalterliches Raubrittertum erinnert, zu stürzen. Und es reizen nicht bloß die abenteuerlichen Großstädter, die schon von vornherein im Verdacht der organisierten Gaunerei stehen, sondern auch friedliche Menschen, die es gar nicht nötig hätten, ehrenwerte Kleinrentenbesitzer und andere für vernünftig geltende Deutsche, die man solcher Saisonarbeiten gar nicht für fähig gehalten hätte. Sobald die große Ferienwelle hereinbricht und das Land überflutet, geht es wie ein Tollheißrausch über das gesamte Wahlbürgertum, und die in Argwalde am schönen Strand der See wohnen, glauben, das Leben nicht länger ertragen zu können, wenn sie nicht schnurstracks nach Betheln gingen, um dort auf die Berge zu klettern und abzustürzen — und umgekehrt.

Mit der Tatsache des „Verreisenmüssens“ wird man sich also schon abfinden müssen, und es fragt sich jetzt nur noch, wie man das Wagnis der großen Völkerwanderung übersteht, ohne sich allzuweit der Geldsucht an den Hals zu legen oder unter die Räder zu kommen. Das Reisen ist eine Kunst, und wenn auch echte Kunst nie handwerksmäßig zu erlernen, sondern den Begnadeten zuzugewandt angeordnet ist, so können doch ein paar Kunstgriffe immerhin auch weniger begabten Reisewütigen beigebracht werden. Merkwürdig ist, wie sonst leiblich verständige Menschen, sobald sie auf Reisen gehen wollen, hilflos und läppisch werden wie die Säuglinge. In Weihnachten lassen sie sich, wenn sie im Juli oder August „ausspannen“ wollen, ganze Berge von Reisehandbüchern und Badeprospektiven schicken. Forschend sichten sie tage- und nächtelang über verorteten Eisenbahnfahrplänen und suchen die unmöglichsten Anschlußmöglichkeiten zu ergründen, und voll Eifer studieren sie alle Zugverbindungen mit Zerkunft und Kamfahorta, wenn sie vielleicht nach Warmbrunn oder nach Wiesbaden fahren wollen.

Und wenn dann gar erst die Zeit gekommen ist und die Reisetheorie in die Reisetheorie umgesetzt werden soll — oh, was kann man da nicht alles erleben! Jedmal mindestens wird der Koffer umgepackt, und da man fürchtet, daß man „außerhalb“ trotz der vorher ausgedehnten märchenhaften Pensionenpreise glatt verhungern wird, wird Brotant für ganze Leben und noch ein paar Jahre darüber hinaus mitgenommen. Leute, die zu Hause außer dem Börsebericht in ihrer Zeitung nie etwas gelesen haben, nehmen zu ihrer Berstreuung und Erheiterung sämtliche Werke über den Weltkrieg mit auf die Reise und zahlen infolgedessen für ihr Gepäck so viel, daß sie schon vor ihrer Ankunft am Zielort ausgeplündert und ruiniert sind. Daß man, unter den jetzigen Verhältnissen, sich 24 Stunden vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhof postiert, um Wehmünde noch vor Ferienabschluss zu erreichen, mag noch hingehen, aber daß es unter denselben jetzigen Verhältnissen Reisefünftler gibt, die grundhöhnlich erst fünf Minuten nach Abgang des Zuges sich einfinden und dann über die „Schlammerei“ der Eisenbahnverwaltung mit sämtlichen erreichbaren Beamten in Krach geraten ist, ist schon weniger verständlich.

Das A und O des Reisens sollte der alte, geliebte Grundsatz: „Mensch, ärgere dich nicht!“ sein. Wer mit dem lustigen Gedanken, unterwegs und in der sogenannten Sommerfrische alles genau so hübsch geordnet und gemächlich zu finden wie zu Hause auf Abenteuer auszieht, sollte lieber gleich zu Hause bleiben. Er spart dann viel Geld und braucht nicht vor der Zeit ins Gras zu beißen oder in das, was es sonst noch in der Fremde zu essen gibt. Nicht hinterher aber kommt der Grundsatz: „Kimm dir nur das Allernotwendigste mit, wenn du nicht stillstehen kannst und durchaus reisen mußt!“ Eine Reise ist kein Umzug. Je weniger du bei dir hast, um so weniger kannst du liegen lassen, um so weniger kann dir gestohlen werden. Laß deinen Frad und deinen Smoking und deine Ledertasche — vorausgesetzt natürlich, daß du noch so etwas hast — ihren Sommerurlaub halten. Wohne in einem guten Hause, aber laß dich auf mehrstündige Abfütterungen ein. In heutiger Zeit reist man ja meist allerdings nur, um anderswo noch kostspieliger zu essen als zu Hause, aber ob diese reflexlose „Annehmung“ des sogenannten Pensionpreises die geuchte Erb-... ist, ist eine andere Frage. Ein Hauptparagraf des Dreyerodez für kluge Leute aber sollte lauten: „Baue dir nicht zuviel Pläne und stürze deine Zeit und deine Wege nicht pedantisch ab. Verweile auch „gegen den Plan“ länger, wo es dir behagt, und brich schleunigst deine Reise ab, wenn du nicht gefunden hast, was du suchtest! Aber, ach! der vielleicht bereits gegahnte Pensionpreis!... Darum zum Schluß noch eine weise Lehre: Wenn du es irgendwo möglich machen kannst, ohne in deinem Bekanntenkreise unangenehm aufzufallen, bleibe zu Hause und laß Schlingenspidios reisen und sich ärgern!

## Betrachtungen über das Thermometer.

### Celsius, Reaumur, Fahrenheit.

In der Sommerszeit bilden wir meist öfter auf das Thermometer als im Winter. Das könnte befremdlich erscheinen, aber es ist Tatsache, daß wir im Sommer weit mehr unter dem Einfluß des „wetterwendischen“ Wetters stehen als im Winter. In der kalten Jahreszeit macht es nicht viel aus, ob die Temperatur ein paar Grad mehr oder weniger beträgt; wir schaffen uns in unseren Wohnungen ein künstliches, gleichmäßiges Klima, indem wir heizen — vorausgesetzt, daß uns die Entente gnädigst ein paar Kohlen bewilligt. Wege außerhalb unseres Hauses legen wir in beschleunigtem Tempo zurück, und ein bißchen Schnee und Wind scheidet uns nicht an. Schlimmer schon ist eine Reihe verregener Tage, und auch die Wärmeunterschiede, die in den Sommertagen und Sommernächten sehr erheblich sein können, spüren wir weit mehr, da uns der ausgleichende Ofen fehlt. Der Städter, der einen Ausflug machen oder auf Reisen gehen will, der Landmann, der um seine Ernte bangt, sie alle bekunden großes Interesse für den Wärmemesser.

Von allen Wetterbeobachtungsmitteln ist denn auch das Thermometer das verbreitetste, viel verbreiteter als Barometer, Hygrometer und die vielen andern Apparate, die uns die moderne Meteorologie befehrt hat. Bei aller Einfachheit hat aber das Thermometer seine Tücken. Das hat schon mancher erfahren, der es unterlassen hat, nachzusehen, was für ein Thermometer er gerade vor sich hat. Dreierlei Arten gibt es, von denen zwei bei uns in täglicher Gebrauch sind: Reaumur und Celsius; das dritte, Fahrenheit, herrscht souverän in England und in allen Ländern über der See, wo England den Ton angibt.

Auch der Vaie weiß ungefähr, daß das Quecksilber, der Weingeist oder was sonst in der Glasröhre ist, unter dem Einfluß der Wärme sich ausdehnt; je mehr Wärme da ist, desto mehr steigt das Quecksilber in der luftleeren engen Röhre in die Höhe. Um nun die Wärme zu messen, hat man zwei Punkte festgelegt: den Punkt, bei dem das Wasser zu Eis gefriert und den Punkt, bei dem es zu Dampf wird, also den Gefrierpunkt und den Siedepunkt. Kennt man nun den Gefrierpunkt 0 und den Siedepunkt 80 oder 100, so kann man den Zwischenraum zwischen den beiden Punkten in Grade einteilen und jedesmal, wenn das Quecksilber z. B. bis zu dem Punkte 20 gestiegen ist, sagen: Wir haben 20 Grad, d. h. den vierten oder fünften Teil (je nachdem man die 80teilige „Scala“ Reaumur's oder die 100teilige „Scala“ Celsius' benutzt) einer Wärme, die genügen würde, das Wasser zum Kochen zu bringen.

Man ersieht hieraus, daß 20 Grad und 20 Grad nicht immer dasselbe ist. Wozu nun diese verwickelten Unterschiede? Warum nicht ein einheitliches System? Das ist die leidige Gewohnheit, die der Mensch seine Amme nennt. Wer gewohnt ist, sich bei 12 Grad Reaumur wohl zu fühlen, der kann sich nicht so leicht an 15 Grad Celsius gewöhnen, und wessen Badethermometer nach der einen Einteilung arbeitet, der heist sein Badewasser sicher falsch, wenn er plötzlich ein anderes Thermometer benutzen muß. Historisch Gewordenes hat ähne Ausdauer, das sieht man überall. Wir wollen hier nicht darlegen, wie Reaumur und Celsius auf ihre Methode gekommen sind; das ist schon zu wissenschaftlich und würde zu weit führen. Es sei nur kurz erwähnt, daß sie selbst eigentlich garricht die richtigen Schöpfer ihrer Apparate sind; an dem Reaumur-Thermometer hat der Schweizer Delucce viel größeres Verdienst als Reaumur selbst, und die Hunderteilung des Celsius-Thermometers ist eigentlich die Idee des großen Botanikers Vanne gewesen.

Die Wissenschaft hat sich längst für die Hunderteilung, also für Celsius, entschieden; alle Angaben in unsern meteorologischen Nachrichten werden nach Celsius gemacht. Immerhin ist es nicht allzu schwer, Reaumur und Celsius ineinander umzurechnen. Viel schlimmer ist die Umrechnung bei Fahrenheit. Dieser gute Danziger hat 180 Grade, also gerade soviel wie Reaumur und Celsius zusammen, angenommen; man muß also die Reaumur- und Celsiusgrade addieren, wenn man die entsprechende Fahrenheit-Temperatur haben will: 20 Grad Reaumur = 25 Grad Celsius = 45 Grad Fahrenheit. Aber das genügt noch nicht, denn es kommen noch 32 Grad hinzu, da der entsehlliche Fahrenheit seinen Nullpunkt um 32 Grad tiefer gelegt hat als die beiden andern Herren. Man darf also nicht erschrecken, wenn die Amerikaner, die ja in allem großspurig sind, plötzlich melden, sie hätten eine Hitze von 77 Grad gehabt; in Wirklichkeit sind diese 77 Grad nicht mehr als unsere 20 Grad Reaumur oder 25 Grad Celsius.

Im Grunde ist es allerdings gleichgültig, ob man nach Reaumur, Celsius oder Fahrenheit schwört!

## Londoner Alerlei.

Gigantischer Geschäftsbetrieb. — Wohnungs- und Seltsamkeiten. — Die neuen Armen.

In London ist alles wieder beim alten, man lebt, man liebt, und der Geschäftsbetrieb in der City hat gigantische Formen angenommen, so oder ähnlich schrie kürzlich die „Daily Mail“, und das Bild, das sie von dem derzeitigen Leben in der englischen Metropole entwarf, zeigt deutlich und klar, daß in England der Weltkrieg bereits ein „Vonnut von vorgestern“ und höchstens noch in seinen Auswirkungen spürbar ist.

In dem gewaltigen Geschäftsviertel der Metropole erscheint das Handelsfontor der ganzen Welt aufgetan, und das wüßigste Bläbchen wird für ein Bureau oder für ein Lager ausgenutzt. Der Raumangel macht sich empfindlich bemerkbar, zumal seit Kriegsende eine Unmenge neuer Firmen, Agenturen und Kommissionshandlungen entstanden ist, deren Gründer die höchsten Mietpreise zahlen, wenn ihnen nur irgendwo ein Unterschlupf geboten wird. Viele alte Firmeneinhaber, die noch aus der Zeit vor dem Kriege über große Geschäftskonten verfügen, die sich aber nicht mehr stark genug fühlen, in dem rasenden Wirbel von heute mitzutun, haben einfach ihre Räume in Untermiete gegeben und beziehen aus diesem Geschäft eine hinreichende Rente, um auskömmlich leben zu können. Die neuen Geschäftsleute aber werden in Londoner Geschäftsleben scherzweise die „Meeresgötter“ genannt, weil sie ihre Firmeneinrichtungen mit Vorliebe von der weltumspülenden Flut hernehmen und ihre Geschäftsbetriebe „Oceanic“, „Atlantic“, „Übersee-Compagny“ und ähnlich benennen. Der Platzmangel in der City bedingt eine Raumausnützung, die oft schon aus groteske streift. So haben sich mehrere Firmen in Holzverschlüssen, die auf Stiegenanlagen improvisiert wurden, eingerichtet, Kellerräume wurden mit großem Kostenaufwande für Handelszwecke umgebaut, Bodenlampen ebenfalls, ja selbst unter Haus- eingängen sieht man kleine Gassen, die dem allmächtigen Gott Warbur neue Wirkungskreise bieten.

Nicht minder arg steht es mit der Wohnungsfrage: der ungeheure Zustrom von Menschen aus den alliierten Ländern, die zahlreichen Eheschließungen nach dem Kriege haben eine erschreckende Wohnungsnot gezeitigt, der die wenigen Neubauten, die in letzter Zeit entstanden sind, keineswegs genügen können. In jüngster Zeit wurden im Banntreife von London Neubildungen von Holzhäusern und Baracken errichtet, die sich sehr gut bewähren und deren Fertigstellung verhältnismäßig geringe Kosten erfordert.

Obgleich, wie erwähnt, in den letzten zwei Jahren eine Unmenge neuer Haushaltungen entstanden ist, hat sich der Überschuss an unverheirateten weiblichen Personen, der in England immer stark war, ziemlich unverändert erhalten. Wie die letzte Volkszählung ergab, weist das Land nun 1 200 000 mehr Frauen und Mädchen als Männer auf, so daß es begrifflich erscheint, daß die Heiratensituation ziemlich ungleichmäßig verteilt ist. Dagegen herrscht in den „Dominions“ (Kanada, Australien u. a.) beinahe das umgekehrte Verhältnis, so daß der Gedanke nahelegt, einen Ausgleich herzustellen, der beide Teile zu bestmöglichen Vermögen werden daher ist letzter Zeit sogenannte „Bräutertouristen“ nach den Kolonien durchgeföhrt; offiziell zwar führen sie diesen Titel nicht, im wesentlichen aber dienen sie keinem andern Zwecke, als den Jungfrauen in den Kolonien die Möglichkeit zu bieten, eine Ehegattin heimzuführen. Mädchen und Witwen, die sich für die Überfahrt melden, werden zunächst auf ihren Gesundheitszustand untersucht, über Klima und Lebensbedingungen in den Kolonien unterrichtet und sodann von einem Frauenomitee als Haushälterinnen, Kontorarbeiten, Schneiderinnen und dergleichen in die Fremde gebracht. Die Ankunft dortselbst gestaltet sich meist sehr feierlich, und die Auswählung wird nicht nur von der ledigen männlichen Bevölkerung jenseits des Wassers, sondern auch von den Behörden aufs herzlichste willkommen geheißen.

In übrigen ist die Auswandererfrage wieder aktuell geworden, und zahlreiche Leute, besonders entlassene Soldaten und Offiziere, die nach ihrer Abrüstung keinen Anstoß an das wirtschaftliche Leben finden konnten, sehen sich veranlagt, die alte Heimat zu verlassen und jenseits des Ozeans ihr Glück zu versuchen. Gegenwärtig bildet hauptsächlich Kanada die Zuflucht der neuen Armen, und es ist bezeichnend für die jetzige Lage, daß umgekehrt zahlreiche Kolonisten wieder nach England zurückkehren, wo sie von ihren während des Krieges gemachten Ersparnissen zu leben gedenken und vor allem danach trachten, sich irgendwo im Lande anzukaufeln.

## Von guten Freunden.

### Von Elise Lieh.

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit!“ Das hab' ich hinausgeschmettert in allen Tonarten; denn ich hatte ihn wirklich, den guten Kameraden! Herrgott — war das 'n Kerl! So seine Schöneämmer wie der Danjel konnt' ja doch feiner bauen! Und wie sie gingen, die Schularbeiten! Die französischen Vokabeln wußte der Danjel alle; er war ein großartiger Lateiner und Freund! Er wußte: wenn er half — dann ging's nochmal so fix heraus. Hand in Hand in den grünen Wald oder auch nur ein paar Schritt unter die Stachelbeersträucher. Ach ja, was war es für eine schöne, selige Zeit —!

Ich denke, so einen „Danjel“ — es kann auch eine „Grete“ sein — hat ein jeder mal in seinem Leben gehabt: ein getreues Herz, das da Freud und Leid mit uns geteilt. Und das hat uns stark gemacht und so froh; denn einsam können wir Menschen hienieden nicht sein.

Ja — wohl zu Zeiten! da will und muß die Seele einmal Einsicht halten und geht und fragt die Bäume draußen im Wald: „Sagt ihr mir, da ihr schon so viel erlebt: was soll ich tun? Zu ich wohl recht?“ Und ein lachend Menschenkind haben sie noch nie ohne Trost gelassen. Aber dann kehrt man doch aus der Einsamkeit doppelt gern zurück ans treue Freundesherz. Doch — es geht eigel her im Leben: Zeiten gibt es, wo wir der Freunde so viel haben. Und dann kommt doch vielleicht ein Tag, der uns ganz allein findet, und ein tiefes Gebraun ist in uns: wo sind sie hin, mit denen ich einst gewandert?

Fort! Und meißt durch eigene Schuld! Auch ich hab' meinen Hans schon längst nicht mehr. Er ist ein großes Tier geworden und heilt nun nicht mehr Schöneämmer, sondern Menschen. Er ist nervös und hektisch und hat kaum Zeit, mir „Guten Tag!“ zu sagen, wenn ich ihn aufsuche.

Auf dennoch — solch Freundesherz, das Tage der Jugend mit uns durchlebt, und das uns bleibt in allen Stürmen des Lebens, es ist eines der höchsten Güter dieses Daseins. Oh, daß wir das besser wüßten! Daß wir es besser zu halten verständen —! Wieviel glücklicher wären wir! Es gehört so wenig dazu: nur ein bißchen Zeit sich nehmen! Die Zeit, die wir brauchen, seine Freud' zu meiner Freud' und sein Leid zu meinem Leid zu machen. Mehr braucht es nicht und macht uns doch so reich.

## Adoptivktern und Pflegekinder.

### Von Dorothea Goebeler.

Wie oft hört man die Frage: Wir möchten ein Kind als eigen annehmen, wie fangen wir das an? Leider machen sich die, die ein Kind annehmen wollen, von dem Wesen und den Aufgaben der Adoptivkternschaft meist ganz falsche Vorstellungen. Das Berliner Vormundschaftsamt hat seit Jahren schon eine Zentrale für Adoptionen errichtet, die dahin strebt, die Adoptionen für ganz Deutschland in ihrer Hand zu vereinen, auch die deutsche Zentrale für Jugendfürsorge in Berlin arbeitet in gleicher Weis. Es war die bekannte Schwester Dorette Arend, die feinerzeit zuerst auf diese Mißstände hinwies. In ihrem Buch „Kleine weiße Sklaven“ enthält sie mit schonungsloser Wahrhaftigkeit das grauenvolle Elend, dem so manches „für eigen“ angenommene Pflegekind zum Opfer fiel. Da gibt es Adoptivktern, denen lediglich eine „hohe Abfindung“ die Hauptsache war, und die das Kind, wenn sie das Geld hatten, einfach zugrunde gehen lassen, andere nahmen die Kinder und zogen sie groß, um sie später dem Vater entgegenzuführen, noch andere veräußerten die unglücklichen Geschöpfe, um sie zum Bettel zu mißbrauchen, und was dergleichen Schändlichkeiten mehr waren.

Die Adoptionszentrale und die Jugendfürsorge prüfen die Verhältnisse der Pflegektern genau, bevor sie ihnen ein junges Leben anvertrauen. Wenn sie ein Kind fortgeben können, so damit rechnen, daß es nach menschlichem Ermessen wirklich ein Elternhaus gefunden hat, andererseits werden aber auch über die Kinder bis ins kleinste ausgearbeitete Akten geführt, so daß auch die Eltern unfehlbar wissen, was für ein Wesen sie an ihr Herz nehmen. Es ist auch das nicht gleichgültig, ob es nicht cool, ob es ein gesundes Kind, von gesunden

von auch stillen gesunden Eltern großziehen, oder den Sprößling einer Generation von Trunfensolden, Verbrechern und erblich belasteten Vorfahren. Es kann auch dieser Sprößling einem guten, tüchtigen und vornehmen Menschen heranwachsen, wenn er auf gesunden Boden verpflanzt wird, und eigentümlich braucht er der erdarmenden, reißenden Liebe noch mehr als das andere Kind, aber es ist jedenfalls für die Eltern, schon aus Erziehungsrücksichten besser, sie wissen vorher, wie es um das Kind steht. Natürlich treten auch an das Normundsche-Feld und die Jugendfürsorge Eltern heran, die ein Kind nur annehmen wollen und auch nur annehmen können, wenn sie zugleich mit ihm das erhaltene, was man früher so hübsch "Erziehungssumme" nannte, das wir aber lieber "Erziehungsbetrag" laufen wollen. Es gibt sehr viele Ehepaare und auch einzelne Frauen, die gern einem Kindchen ihr Herz und ihr Heim öffnen würden, die es aber nicht können, weil ihnen die Mittel fehlen. Erhalten sie einen Erziehungsbetrag, dessen Rinsen sie zu Hilfe nehmen für Schule und spätere Ausbildung, so ist dem gleich abgeholfen, er braucht dem Wunsch nach solchem Aufwuchs also nicht immer ein unläuterer Beweggrund zu unterliegen. Leider sind denn, die danach fragen, nun aber gesagt werden, daß nur die allerwenigsten Kinder solche Erziehungsbeträge bekommen. Eltern oder Mütter, die ihre Kinder in fremde Hände geben müssen, tun es zumeist nur, weil ihnen selbst die Mittel fehlen sie zu erziehen. Der Fall, daß ein Kleinkind auch ein kleines Kapital mitbringen kann, kommt unter hundert Fällen vielleicht einmal vor.

Sehr berechtigt ist der Wunsch nach "Vollwaisen". We ein Kind als kleines annimmt, will es auch für sich haben und nicht in der Unruhe leben, daß über kurz oder lang einmal eine Mutter kommt, die in wiedererwachter Mutterliebe das Kleine beunruhigt und Zwiespalt in sein Herz wirft. Wo sollen nun aber eigentlich all die Vollwaisen herkommen? Einen Vater oder eine Mutter haben die Kinder fast alle noch. Die Adoptionszentrale des Berliner Vormundschaftsamtes hat aus diesem Dilemma einen Ausweg gefunden: sie arbeitet so direkt, daß die Mütter, um diese handelt es sich ja zumeist, niemals erfahren, wovon ihr Kind gelassen ist. Meistens werden ganz junge Kinder verlangt; Mädchen sind begehrt als Knaben.

### Der Weg in den Ehehafen.

Von Dorothea Goebeler.

In den Inseratenspalten vieler Zeitungen stehen die Heiratgesuche in langen Reihen. Der "nicht mehr ungewöhnliche Weg" ist längst zu einem sehr gewöhnlichen geworden. Männlein und Fräulein, Witwer und Witwe begehren ihn in gleicher Weise und suchen durch ihn ein geeignetes Glück zu finden. "Vermittler verbieten" steht bei vielen dieser Heiratgesuche; man will sich auf eigene Faust zusammenfinden. Daß nicht alle so denken, beweisen wieder die Inserate der Heiratsvermittler und Vermittlerinnen selber, auch sie füllen einen großen Raum und machen sich anscheinend bezahlt. Der Durchschnittsmensch und das junge Mädchen mit der idealen Ansicht, daß Ehen im Himmel geschlossen werden sollen, d. h. durch die Liebe, schüttelt über all' solche Gebahren den Kopf und fragt verwundert: "Ja, wie kommt denn das? Haben all' diese Familien keinen andern Weg — die Männer besonders?" Dabei ist die Heiratsvermittlung durch Dritte eigentlich durchaus keine moderne Erscheinung. In grauer Vorzeit wurde die Ehe sogar fast ausschließlich durch Vermittlung geschlossen. Die Eltern suchten für Sohn oder Tochter schon während den künftigen Lebensgefährten. Sie sahen sich selbst kaum um im Freundes- oder Verwandtenkreis, oder beauftragten eine fremde Vertrauensperson, Umschau zu halten und Vorschläge zu machen. In böuerlichen Kreisen auf dem Lande blüht diese Art Ehevermittlung noch heute. Die uralte Sitte der Ehevermittlung hat sich in manchen Kreisen von grauester Vorzeit bis heute erhalten. Auch in vornehmen aristokratischen Kreisen, an den Fürstenthöfen kamen die Ehen mehr oder weniger durch geschickte und diskrete Vermittlung zustande.

So absonderlich ist dieser Weg also durchaus nicht, und so heißt denn eine andere Frage: ist es eigentlich nötig? Wenn das junge Mädchen, das da auf dem ersten Ball sein Herz entdeckt und den andern gefunden hat, der zu ihm gehört, das schüttelt den Kopf, der Mann, der viel herum und hinaus kommt und heute hier, morgen da allerhand junge Mädchen sieht, unter denen er wählen kann, der findet schon selber sein Teil. Aber wir wollen mal an die vielen, vielen denken, die in ihrem Bekanntenkreis nicht das entdecken, was zu ihnen zu passen scheint, an die Mädchen, die vielleicht einlam und o. me viel Ansehens und Verkehr neben zurückgezogen lebenden kränklichen Eltern dahin vegetieren, an andere, die bloß an ihren Beruf gebunden sind, allein leben in fremden Orten und keinen Ansehens haben, wir wollen an die vielen, vielen Mädchen in den kleinen Städten und einsamen Dörfern denken, für die vielleicht nur drei, vier Heiratskandidaten in Betracht kommen und die ungewisslich sitzen bleiben, wenn diese an ihnen vorübergehen. Ein alle und noch verschiedene andere — es gibt ja hier so viele Spielarten — sind schließlich froh, wenn ihnen irgend eine feinfühlig Vermittlung den Weg zur Ehe zu öffnen sucht, und ebenso froh sind manche Männer darüber, es gibt auch unter ihnen ja so manchen, dem es wirklich an Ansehens oder an der Fähigkeit, selber Ansehens zu suchen, fehlt. Und so blüht denn das Heiratgesuch und die Ehevermittlung nach allen Seiten.

Daß gerade die Vermittlung durch gewerbmäßige Geschäftsleute ihre sehr großen Schattenseiten hat, ist wohl schon schon klar geworden. Es heißt hohe Vorschüsse und Provisionen zahlen. Sehr oft kommt es den Heiratskandidaten auf diese an. Sie streichen den Vorschuss ein und tun gar nichts — es findet sich eben nichts Passendes". Auch der Schwindel blüht auf diesem Gebiet. So manche Dame, die ein Heiratgesuch erteilt, oder auf ein solches antwortete, ist schon arg herein gefallen und um Ehre und Vermögen gekommen. All diesen Mißständen entgegenzuwirken, hat sich ein kleiner Kreis zum Ziel gesetzt, der kürzlich in Berlin eine ehevermittelnde Tätigkeit über ganz Deutschland erlangen will. Es wird geplant, die Sache etwa in folgender Weise zu ordnen: Jeder hat zunächst einen geringen Jahresbeitrag zu zahlen, etwa 10 Mk. Will er die Ehevermittlung

in Anspruch nehmen, sind weitere 25 Mk. zu entrichten, das aber wäre auch alles. Jeder, Herr wie Dame, hat dem Vorstand genaue Angaben über seine Verhältnisse und Wünsche zu machen. Diese bleiben Geheimnis des Vorstandes, der dem sich Melbenden eine Nummer gibt — und ihm vielleicht zwei bis drei Nummern von den auch gemeldeten Gegenparteien mitteilt, mit denen nun ein Briefwechsel begonnen werden kann. Keiner erfährt zunächst etwas vom andern, jeder Name bleibt völlig geheim, bis er es selbst für erwünscht hält, sich zu erkennen zu geben. Was die Sache nun noch doppelt interessant macht, ist, daß man die Eheflüchtigen auf dem Boden der Graphologie zusammenschließen will. Die Handschrift verrät den Charakter, das ist eine von der Wissenschaft längst anerkannte und in kaufmännischen Kreisen bereits sehr gewürdigte Tatsache. So will man denn auch hier auf Grund der Handschriftenbeurteilung die Charaktere zusammenbringen und zum ehelichenden Briefwechsel zueinander führen, deren Charaktere sich nach dem Urteil des Graphologen zu ergänzen und zueinander zu passen scheinen.

Es interessieren sich sehr ernsthafte Kreise für dies Problem und den auf seiner Grundlage zu bildenden Verein. Es wird jedenfalls sehr interessant sein, die Sache in ihrer Entwicklung weiter zu verfolgen, es handelt sich auch hier um die Lösung sozialer Fragen, die die Allgemeinheit angehen, besonders aber unsere Damen, denn ihnen ist ja am meisten daran gelegen, in diesen männerarmen Zeiten der richtigen Weg zur Ehe zu finden.

### Vermischtes.

Ein Jubiläum des Briefumschlages. Der Briefumschlag kann in diesem Jahre sein hundertjähriges Jubiläum feiern. Früher sahlet man, wie es in Deutschland z. B. heute noch viele Umstänze tun, das Papier zu einem Brief zusammen und verschloß es mit einem Siegel, sodas die letzte Seite des Bogens für die Anschrift frei bleiben mußte. 1820 kam dann in England der Brauch auf, statt der großen Briefbogen kleine zu benutzen. Den Anlaß hierzu gab ein Papierhändler in Birmingham namens Brewer, der in seinem Fenster einen Stapel aufeinandergelegter Briefbogen ausstellte, die immer kleiner und kleiner wurden und so eine Pyramide bildeten. Man kaufte die kleinsten und verwandte sie wie früher als Briefe; wenn man sie aber zusammenfaltete, wurden die Briefe sehr klein und schließlich so winzig, das sie nicht mehr genug Platz für Aufschrift und Stempel boten, sodas sie der Post Scherereien verursachten. Da kam Brewer auf den Gedanken, Papierrollen herzustellen, in die man die kleinen Briefbogen stecken konnte. Auf diese Art entstand vor hundert Jahren das Kuvert, das bei allen Kulturvölkern unentbehrlich geworden ist, wenngleich es ein halbes Jahrhundert gedauert hat, bis seine Verwendung in allen Ländern gebräuchlich wurde.

Suer durch Europa an einem Tage. Ein französischer Ingenieur hat den Vorschlag gemacht, einpurige Schwebelbahnen zu bauen, die sich besonders in den zerstörten Provinzen Frankreichs sehr billig herstellen lassen würden. Er glaubt, das damit eine Geschwindigkeit von 300 Kilometern in der Stunde erzielt werden könnte, so das man in drei Stunden von Paris nach Marseille und in 24 Stunden von Spanien bis an den Ural gelangen würde. Derartige Projekte sind aber nicht neu, und die Undurchführbarkeit ihrer Ueberführung liegt in ihrer völligen Unrentabilität, da der Betrieb unerschwinglich teuer werden würde.

Wem gehört die Schwiegermutter? Der französische Bühnenschriftsteller Sacha Guitry veröffentlicht in einer kürzlich von ihm begründeten Zeitschrift eine nicht läble Satire eines Tages — erzählt er — fand sich bei dem durch seine berühmten schiedsrichterlichen Urteile bekanntgewordenen König Salomo eine Prozeßpartei ein, die aus zwei Männern und einer alten zugewanderten Frau bestand. Der eine der beiden Männer hatte sich vor Jahren mit der Tochter der Frau verheiratet, hatte aber die Gattin bald verloren und war weggezogen. Die Schwiegermutter hatte ihn nun aufgesucht, um fortan bei ihm zu bleiben. Sie bestand sich in diesem in nicht geringer Verlegenheit, weil sie sich nicht einem Mann, sondern zwei Männern gegenüber sah, die beide den gleichen Namen führten. Beide schworen, der eine in gutem Glauben, der andere in böswilliger Absicht, das sie die Alte nicht kennen, und diese war ihrerseits nach der langen Zeit nicht imstande, den Schwiegerjohn einwandfrei festzustellen. Salomo dachte einen Augenblick nach und befahl dann, das man ein großes Schwert herbeibringe und die Schwiegermutter in zwei Teile zerhaue. In dem Augenblick aber, in dem der Heuler das Schwert zu dem verhängnisvollen Schlage erhob, schrie der eine der beiden Männer: "Rein, nein, das ist unmenlich", worauf der andere gelassen bemerkte: "Warum denn? Das ist nach Lage der Dinge die einzige vernünftige Lösung der Frage." Salomo aber trat an diesen Störenfried heran und sprach ihm die ungeteilte Schwiegermutter mit den Worten zu: "Du bist der rechte Schwiegerjohn!"

Am Dienstag Mittag ein junges Hühchen abhanden gekommen. Abzugeben Untermarktstraße 9.

### Amtliche Bekanntmachungen.

In letzter Zeit mehren sich wieder die Klagen über falsches Wiegen im Kleinhandel zu Ungunsten des Käufers. Derartige Nachforschungen, die geeignet sind, eine weltweite Erregung in der Bevölkerung hervorzurufen, verstoßen sowohl gegen die Preisverordnungsverordnung, wie auch gegen § 263 des St. G. B.

Ich ersuche ergebend, in vorkommenden Fällen gegen derartig unlautere Nachforschungen nachdrücklich einzuschreiten, insbesondere Händlern, die dadurch ihre Unzuverlässigkeit dartun haben, auf Grund der Verordnung v. 23. 9. 15 unbedinglich den Handel zu untersagen.

Wird veröffentlicht Landespolizeiamt. Der Bürgermeister. Gemäß Artikel 5 des Gesetzes vom 20. Mai d. J. sind an Beitragsmarken für die Invaliden- und Hinterbliebenen-Versicherung vom 1. Aug. ab zu entrichten: Lohnklasse 1 zu 0,90 M., " 2 " 1, " " 3 " 1,10 " " " 1,20 " " " 1,40 " Beitragsamt.

In der Sitzung der Preisprüfungskommission wurden für den Kreis St. Goarshausen folgende Richtpreise für den Kleinhandel festgesetzt:

Obst	
Pflaumen, kleine runde	bis zu 1, — pro Pfund
" große Eier-	1,30 "
Rieslauden	1,80 "
Nirabellen	2, — "
Tafelbirnen	1,20 "
Wirtschaftsbirnen	0,40 "
Goldobst-Birnen	0,25 "
Wirtschafts-Präpffel	0,45 "
Tafel-Präpffel	1, — "
Falläpfel	0,20 "

Gemüse	
Wirsing und Weißkraut	bis zu 60—70 Pfg. pro Pfund
Kohl	100 "
Mangold	40—50 "
Rohrabi	50—60 "
Erbsenbohnen	75 "
Stangenbohnen	80 "
Wachsbohnen	180 "
Eimngurken pro 100	800 "
Salatgurken	70 "
Möhren ohne Kraut	60 "
Kopfsalat pro Stück je nach Güte	60 "
Zwiebeln	55 "
Frühlartoffeln	44 "

Sämtliche Preise gelten für erste Güte. Ich bringe diese Festsetzung hiermit zur öffentlichen Kenntnis mit dem Bemerkung, das es sich um solche Preise handelt, die bei der Abgabe von den Kleinhändlern an den Verbraucher nicht überschritten werden dürfen. Ich habe eine scharfe Ueberwachung der Einhaltung der Richtpreise angeordnet. Das Publikum wird gebeten, hierbei tatkräftig mitzuwirken. Etwasige Anzeigen wegen zu hoher Preisforderung sind an die örtliche Preisprüfungskommission oder an das Landratsamt einzureichen. Bestrafungen wegen Uebertretung der Richtpreise werden künftig öffentlich unter Namensnennung bekannt gemacht.

Wird veröffentlicht Der Bürgermeister. Beerenjüngende durchstreifen häufig die Weinberge in den Distrikten von der Stadt bis zum Dinsthalder Mit Rücksicht auf den dabei entstehenden Schaden wird darauf hingewiesen, das das Betreten von Weinbergen strafbar ist. Zur Anzeige gelangende Uebertretungen werden mit Strafe geahndet. Braubach, 2. Aug. 1920. Die Polizeiverwaltung.

### Einquartierung

Für die 3. Bt. hier einquartierten Besatzungstruppen sollen Quartiergelder ausgestellt werden. Die Quartiergelder werden gebeten, zur Auszahlung der Quartiergelder am Donnerstag, den 5. August ds. J., nachmittags von 2—4 Uhr im Polizeiarzt die nötige Auskünfte zu erteilen und in Empfang zu nehmen. Bei Nichterscheinens sind die entsprechenden Nachweise zu Lasten der Quartiergeber. Braubach, den 4. Aug. 1920 Der Magistrat.

Morgen eintriefend: Feinste lebendfrische Schellfische. Jean Engel.

Für die uns anlässlich unserer Hochzeit erwiesenen Aufmerksamkeit sagen hierdurch herzlichen Dank.

Eg. Meß und Frau Ernestine geb. Stöhringer.

Alle Sorten Tafel- und Wirtschaftsbirnen und Äpfel

kauft stets zu den höchsten Tagespreisen, auch zum Selbstpflücken.

Firma O. Kugelmeyer Söhne.

Turn-Verein Braubach. Heute abend 7,30 Uhr Übungsstunde der Frauenabteilung im Mädchenschulhof. Heute abend 8 Uhr Turnstunde im Schulhof.

Sport-Verein. Heute abend 7,30 Uhr Faustballspiel der Damenabteilung.

Holl. Käse

Margarine

wieder eingetroffen. Emil Eschenbrenner Frieda Eschenbrenner

eingetroffen Emil Eschenbrenner. Sozialdemokr. Partei Ortsgruppe Braubach Heute abend 8 Uhr Versammlung im Gasthaus „Im Traube“

Wet erbericht. Noch ziemlich warm, veränderlich, meist trocken.

Fußrahm-Margarine Otto Eschenbrenner, empfiehlt

